

Der kleinere 2. Teil bringt noch „Praktische Winke“ für alle die genannten Dinge.

Wir möchten diesen Bericht abrunden durch die letzten Zeilen des Buches: Zum Schlusse sollen alle, die zum Gesamtbild des Friedhofs etwas beitragen, nochmals daran erinnert werden, daß zu allen Zeiten und bei allen Völkern das Gedächtnis der Toten in irgendeiner Form geehrt wird, und zwar nach Maßgabe ihres religiösen Empfindens und ihrer Kultur. Der Friedhof ist das getreueste Spiegelbild einer Gemeinde und jedes Grab das Abbild der Menschen, die es schufen. Er soll nicht bloß das Sinnbild der Ruhe und des Friedens für die Toten, sondern zugleich eine Stätte für die Lebenden sein, von der Menschenwürde, Liebe und Treue auf die ganze Gemeinde ausstrahlt. Martin Luther sagt 1527: „Ein Begräbniß sol ja billich ein feiner Ort sein, der abgesondert were von allen Orten, darauf man mit Andacht gehen und stehen kündte, den Todt, das jüngste Gericht und Auferstehung zu betrachten und beten, also derselbige Ort gleich eine erliche, ja fast heylige Stette were, das einer mit Forcht und allen Ehren darauf kündte wandeln.“

Hans Reyhning

Arzt und Erzähler

Der Verfasser des Buches *Der Turmbau zu Babel* (Sieben Aufsätze zur Krise in der Medizin. Hippokratesverlag, Stuttgart, 116 Seiten) Dr. Max Kibler, heute Chefarzt der Inneren Abteilung des Städtischen Krankenhauses Heilbronn, genießt in den nördlichen Kreisen unseres Landes eine ungewöhnliche Popularität, bis in die abgelegensten Weiler hinaus. Er verdankt sie vor allem seiner langjährigen und segensreichen Tätigkeit als Arzt an der Inneren Abteilung des Diakonissenhauses in Schw. Hall. Die Menschen sind dort oft von weit her zu ihm gekommen und haben Vertrauen zu seinem ärztlichen Können gewonnen. Nicht minder hat es ihnen aber auch der Mensch angetan, der sich, was ja nicht selbstverständlich ist, obwohl man es meinen sollte, stets mit dem Arzt zu gemeinsamem Wirken verband. Für ihn war und ist der Kranke nie ein bloßer „Fall“, sondern ein Mensch, den er als Ganzes nimmt und behandelt. Diese Einstellung führt von der Behandlung der Symptome und Ursachen zur Ergründung tieferer seelischer Bedingungen und leibseelischer („psychosomatischer“) Zusammenhänge. Es ist ihm nicht nur das Gesundmachen, sondern um das Heilen zu tun.

Davon steht Wichtiges und Tröstliches zu lesen in seinem „*Turmbau zu Babel*“, der so etwas wie eine medizinisch-weltanschauliche Streit- und Bekenntnisschrift darstellt. Er deutet, von den Prinzipien und Erscheinungsformen des modernen Krankenhausbaus ausgehend, die Krise der Heilkunde als einen Teil der allgemeinen Krise, von dem das abendländische Denken heute geschüttelt wird. Die Krise ist für den Arzt der Zeitpunkt im Verlauf einer Krankheit, wo er äußerste Wachsamkeit für seine wichtigste Pflicht hält, denn in der Krise gilt es, in dem Kampf zwischen den heilenden und den tödlichen Kräften den heilenden zum Sieg zu verhelfen. Diese Wachsamkeit kommt im „*Turmbau zu Babel*“ zum Ausdruck; Kibler macht in Kritik und Verbesserungsvorschlägen, wobei ihm hier wie dort treffende und überzeugende Formulierungen gelingen, den Versuch, zu zeigen, wie der Zustand der schwelenden Krise überwunden werden kann. Mehr als sonst kommt es in der Krise auf die Wahl des richtigen Heilmittels an, und dies sieht Kibler in einem Wort aus Sedlmayrs „Verlust der Mitte“, wo wir aufgerufen werden, „innerhalb der neuen Zustände das Bild des Menschen festzuhalten und wiederherzustellen“. Im ersten Aufsatz („Stein der Weisen“) befaßt er sich mit der Bedeutung, die der Standpunkt, von dem aus man die Dinge sieht, und die Ganzheit, die das Ziel jeder

Forschung sein sollte, für die Heilkunde gewinnen. Ihm folgen in dem aufreizend „Der Arzt ist schuld“ überschriebenen Kapitel interessante und zum Teil sehr eigenwillige Betrachtungen über die Fortschritte der Medizin, die die durchschnittliche Lebenserwartung des Menschen nicht unwesentlich erhöht und den Staat dadurch vor schwierige soziale Probleme gestellt haben. Kibler folgert daraus nicht den Verzicht auf weitere Fortschritte, sondern die Forderung einer auf weite Sicht vorgenommenen vernünftigen Planung im Krankenhausbau und, in engem Zusammenhang damit, einer völlig neuen Ordnung des Arztdienstes in den Krankenhäusern. Denn das Krankenhausproblem ist zugleich ein ärztliches Problem, wie Dr. Kibler in den beiden Kapiteln: „Vor dem Staatsexamen“ (Das Koordinatensystem der Heilkunde) und „Nach dem Staatsexamen“ (Gedanken zur Weiterbildung des Arztes) darlegt. Der Verfasser spricht aus reicher eigener Erfahrung, die er bei der Ausbildung des ärztlichen Nachwuchses gesammelt hat. Da er mit der Gründlichkeit des Forschers und dem Geschick des Pädagogen den Blick für die Notwendigkeit eines fortschrittlichen Denkens und – vor allem – die Fähigkeit des guten Schreibens verbindet, so ist sein „*Turmbau*“ auch für den interessierten Laien eine reiches Wissen vermittelnde, genußvolle Lektüre, die man sich nicht entgehen lassen sollte.

Die Fähigkeit des guten Schreibens kommt in der Erzählung: „*Ist das richtig, Herr Doktor?*“ (Verlag Adolf Bonz u. Co., Stuttgart, 160 Seiten) natürlich noch augenfälliger zum Ausdruck. Ubelwollender Kritik an dieser Erzählung nimmt Kibler mit einem Wilhelm-Busch-Zitat, das er der Widmung an seine Frau nachstellt, den Wind aus den Segeln: „Und scheint mein Wort dir gar zu kühn, nicht gut mein Tun, Du hast mir schon so oft verziehen, verzieh auch nun!“ Man könnte sich fragen: Verzeihen, wieso und warum? Warum sollte es „zu kühn“ oder „nicht gut“ sein, eine „heitere Erzählung“ zu schreiben, zumal die „heiteren Erzählungen“ bei uns doch ausgesprochene Mangelware sind? Die Kühnheit der Erzählung wird denn auch nur dem offenbar, der die Lokaltäten kennt, wo sie spielt, und dem das ganze Drumherum um die Schauplätze vertraut ist. Was die handelnden Personen anbetrifft, so beteuert der Verfasser zwar, niemand „konterfeit oder gemeint“ zu haben; aber so ein bißchen hat er doch wohl nach Modell gearbeitet, nicht zuletzt im Hinblick auf sich selber, auf den Erzähler, den er in allzugroßer Bescheidenheit Jakob Dußler nennt. Der Name ist hier kein Omen, denn der junge Assistenz-Arzt Dußler, der bald nach seinem Eintritt zum „enfant terrible“ des Diak in Schw. Hall wird, benimmt sich keineswegs dusselig, und seinem losen Mundwerk entschlüpfen in rascher Folge mehr oder weniger anstößige Sprüche, die immer sehr rasch ihre Runde im Diak machen. Daß er, was die Person angeht, niemand „meine“, läßt er für das Problem der Diakonie selber nicht gelten; *die* meint er ganz geradeheraus, und er hat in seiner Erzählung das „Zölibat der Diakonie“ mit munterem Eifer in den Vordergrund gerückt.

Der von der Schwäbischen Alb stammende Sohn eines heilkundigen Schäfers wird nach dem ersten Weltkrieg als junger Arzt an das Haller Diak berufen, das von Pfarrer Hartwig ziemlich selbstherrlich geleitet wird. Es kommt bald zu Spannungen zwischen dem Diak-Diktator und dem jungen Dußler, der mit seinen losen Sprüchen und Anspielungen den Frieden und die Ordnung des Hauses gefährdet. Er verliebt sich zu allem Überfluß hin prompt in die hübsche, natürlich ebenfalls „behaubte“ Mitarbeiterin des gestrengen Diak-Oberherrn und läßt in schöner Offenheit keinen Zweifel daran, daß er sie der Diak-Haube zu entledigen und danach seinerseits als Frau Dußler wieder unter die Haube zu bringen beab-

sichtigt. Von nun an kann die Sache im Diak nicht mehr gut gehen, und als er mit jugendlicher Unbekümmertheit einen „Betriebsausflug“ der „Behaupten“ inszeniert (auf einem Leiterwagen – o quae mutatio rerum!), wobei ihn der fröhliche Anlaß zu nicht wieder gutzumachenden dußler'schen Entgleisungen in Spott und Witz verleitet, da ist seines Bleibens im Diak nicht mehr lange. Pfarrer Hartwig läßt seinen Dußler ziemlich plötzlich ziehen; dieser richtet sich in seiner Altheimat eine Arzt-Praxis ein, in die besagte Schwester als Arztfrau einzieht. So weit, so gut! Man liest das alles mit fortgesetztem Schmunzeln, das sich bei dem Leser, der mit dem Haller Lokal-Kolorit vertraut ist, des öfteren zu herzhaftem Lachen auswächst. Es ist wirklich eine heitere Erzählung, denn Max Kibler hat etwas vom geborenen Erzähler an sich. Da er außerdem ein schwäbischer Brettlesbohrer ist, unterbaut er seinen aus tieferen Quellen strömenden Humor in einem Anhang mit sachkundigen Erläuterungen, etwa über das Stichwort „Stundenmann“, über die „Haube“ (kulturgeschichtlicher Exkurs), oder über die zwei Linien, die „saulende und betende“, der großen Schwabenfamilie Knapp. Das Problem der Diakonie behandelt Kibler in Anlehnung an den Gedanken einer Diakonie auf Zeit, der von Pfarrer Hermann Faulhaber, dem Gründer des Diakonissen-Hauses in Schwäbisch Hall, aufgebracht worden ist. Freuen wir uns an dieser heiteren Erzählung, die im Schwäbischen sicher allerorten wohl verstanden wird. Lachen wird uns als beste Medizin gerühmt – nehmen wir sie verständnisvoll an, denn ein Arzt wie Dr. Kibler, der außerdem ein so guter Erzähler ist, muß ja wissen, was uns nützt.

Hellmuth Langenbacher

Ein heiterer Roman des deutschen Rokoko

Nach seiner vielgelesenen Geschichte von dem „Blumenarren“ schenkt uns Hermann Noelle nun die Erzählung „Eine Göttin will ich lieben“, die dem schwäbischen Kultur- und Stammesboden tief verpflichtet ist. In ihrem Mittelpunkt steht der junge Dichter Christoph Martin Wieland, der später in Weimar als Wegbereiter der Klassik zu hohen Ehren gekommen ist. Von seinem etwas zopfigen Weimarer Idyll inmitten vieler Manuskripte und Kinder ist in Noelles Roman noch nicht viel zu spüren. Hier tritt uns der Stadtschreiber entgegen als frommer Jüngling, der noch der Idee der platonischen Liebe huldigt und am Hof des Grafen von Warthausen erst zum glücklichen Begreifen sinnhafter Liebe „verführt“ werden muß. Daß er sich dann im Gegenstand seiner neuerwachten Liebesgefühle etwas vergreift, das bringt das liebesfrohe und ein wenig frivole Rokoko eben so mit sich. Er will hoch hinaus, und die Fürst-Äbtissin La Roche scheint ihm als Göttin seiner Liebe keineswegs zu hoch zu stehen. Sie ist für ihn jedoch nicht erreichbar, und am Ende muß er sich bescheiden mit einer hübschen, handfesten Biberacher Bürgerstochter, deren frische Natürlichkeit wohlthuend von dem Gehabe der Rokokodamen absticht und sogar Wielands altem gräflichen Gönner das Herz noch einmal anwärmt. Intarsienhaft legt Noelle, in dem unser Land einen begabten Erzähler sein eigen nennen darf, die Geschichte der Verführung des jungen Wieland von der Ideenliebe zur Sinnenliebe ein in ein Zeitbild des Rokoko, dem keine wesentlichen Züge fehlen. Stadt und Land einerseits, das städtische Bürgertum und die Welt des Adels andererseits treten einander in kräftig gemalten Bildern gegenüber. Auch die geistigen Strömungen der Epoche, die in die Weimarer Klassik hinüberleitet, werden lebendig in die Handlung hineingearbeitet. Es sei dem jungen Wieland nicht vergessen, daß er von Biberach aus das

dramatische Werk Shakespeares in Deutschland heimisch gemacht hat. Noelle stellt das in einem beherrschenden Kapitel seines Romans so dar, wie es sich in der Wirklichkeit abgespielt haben kann (Aufführung des „Sturm“ in der Prosa-Übertragung von Wieland), und er trägt auf diese Weise dazu bei, daß geistesgeschichtliche Vorgänge, die sonst nur Buchwissen bleiben, für den Leser wirklich lebendig werden. – Das Buch ist voll Geist, Humor und Handlung und gehört zu jenen Werken, die man, wenn man sie einmal „durch“ hat, immer wieder einmal in die Hand nimmt, um da und dort ein paar Seiten zu lesen. Wir sind an Büchern dieser Gattung nicht gerade reich, und wir glauben, Noelles Roman prophezeien zu können, daß er, wie der „Blumennarr“, keine literarische Eintagsfliege sein, sondern sich über die Neuerscheinungen-Saison des Herbstes 1955 hinaus behaupten wird. Erschienen ist das Werk in dem wiedererstandenen Silberburg-Verlag, es kostet in geschmackvoller Ausstattung (440 Seiten) DM 14.80.

Hermann Engelhard

Ein Mörike-Bilderbuch

Wer den „Mörike in seiner Welt“ liebt und die Räume seiner inneren und äußeren Behausungen aufsuchen will, wo der Dichter mit Freude und Leid umging „wie mit lieben vertrauten Hausgenossen“, der darf an dem Buch nicht vorbeigehen, das der Schlüssel ist zu seiner mit Wunderlichkeiten meist komisch travestierender Phantastik ausgestatteten dilettierenden Zeichenkunst, die locker hingestreut und untermischt mit zeitgenössischen Fotografien seiner sämtlichen Freunde, zu einem Lebensbild, zu einer Biographie in Bildern geworden ist.

So unterschiedlich, ungeschickt und naiv der „Zeichner“ Mörike darin erscheint: eine im Format winzige Elfenbeinmalerei, die eine „Veronika mit dem Schweißstuch“ darstellt, ein ebenso winziges Aquarell (Blick durch das Schlüsselloch einer ländlichen Kirche) und eine leicht getönte Skizze eines an der Felswand hängenden Tannenbaums zeigen ihn als unbewußten Ahnherrn einer Miniaturkunst, wie sie in unseren Tagen etwa sein schwäbischer Landsmann Reinhold Nägele neben anderen Formaten betreibt.

Die Grazie des liebenden Schauens und Genießens ist nun einmal schwäbisches Erbteil, drückt sich doch diese Eigenart schon in der Sprache aus, die das liebevoll umschließende Endungs-„le“ von Kindesbeinen an pflegt und nicht lassen will.

Mit würdigen Vollbärten und imponierenden Brillen erscheinen Mörikes Freunde, meist in Mannesjahren oder im Alter fotografisch aufgenommen, neben der Lebensallotria, die Mörike zeichnet, und es wird so recht klar, daß Mörike die volle Verantwortung des bürgerlichen „Biedermeiers“ scheute und scheuen mußte, denn im Grunde lebte er doch zumeist in Orplid oder in einem hellenisierten Paradies, das wie zum Scherz an die Mauern kleiner Schwabenstädte oder an die heimatlichen Weinbergmauern, an die versteckten Waldweiher, von denen es mystisch herweht, auf eine seltsame Weise angeschlossen war.

Einen überraschenden Blick tut man auf einem unbekannten Mörikebildnis, gemalt von C. Kurtz, in die absonderlich tiefen, fast dämonisch verträumten Augen des jungen Stiftlers, wo ein tragischer Elf mit rundem Knabenkinn abweisend streng und verhalten in die Welt schaut, als erriete er schon das Schicksal eines langen, eingeengten und verzagenden Hinlebens am Rand der bereits technisch erwachenden Zeit, die mit napoleonischen Eilmärschen, Börse und 48er Revolution etwas verspätet, aber um so heftiger zu pulsieren begann.